

Region

ajour on tour

Wie unterscheidet sich die Zweisprachigkeit in Leubringen und Biel?

ajour hat Gemeindepräsidentin Madeleine Deckert und Virginie Borel, Geschäftsführerin des Forums für die Zweisprachigkeit, eingeladen, um über die Zweisprachigkeit zu sprechen.

Simone K. Rohner

Was sind die Unterschiede und Gemeinsamkeiten Biels und Leubringens im Umgang mit Zweisprachigkeit?

Madeleine Deckert: In Leubringen ist die Zweisprachigkeit eigentlich kein Thema. Sie wird einfach gelebt. Wer in der Minderheit oder Mehrheit ist, spielt keine Rolle.

In Leubringen werde Zweisprachigkeit einfach gelebt, so die Gemeindepräsidentin. Mijo Wahli

Image

Hier sind wir das Zusammenleben mit verschiedenen Kulturen und Sprachen gewohnt. Es ist ein Reichtum, dessen wir uns gar nicht mehr bewusst sind.

Virginie Borel: Vielleicht, weil es kleiner ist. Leubringen hat bereits dreimal das Label für Zweisprachigkeit erhalten, mit hoher Punktzahl. Mein Schwiegervater war aus Leubringen. Ich dachte früher, hier werde nur Französisch gesprochen. In Biel bin ich gross geworden. Damals fühlte man sich dort als Französischsprachige stärker als Minderheit. Biel und Leubringen sind heute aber beides gute Beispiele für die Zweisprachigkeit.

Als Kind habe sie sich stärker als Angehöriger einer Minderheit gesehen in Biel, erzählt Virginie Borel. Mijo Wahli

Image

In den Bieler Schulen waren früher sogar die Pausenzeiten unterschiedlich, man grenzte sich absichtlich ab.

Leubringen hat weniger Einwohnerinnen und Einwohner ohne Schweizer Pass und ist wohlhabender als Biel.

Deckert: Wir haben mehr Menschen aus Deutschland oder Frankreich, die sich einbürgern lassen. Da muss man sich dann eher mit dem Schweizerdeutschen anpassen.

Borel: In Biel ist die Integration eine zusätzliche Herausforderung. Familien mit Migrationshintergrund, die weder Deutsch noch Französisch sprechen, müssen sich etwa entscheiden, in welche Klasse die Kinder gehen sollen.

Deckert: In Leubringen ist der Umgang mit der Zweisprachigkeit lockerer. Weil wir kleiner sind, sind zum Beispiel Vereine immer zweisprachig, man kann sich gar nicht abgrenzen.

Borel: Dass die Menschen sich treffen und austauschen, ist ein zentrales Anliegen von mir. Auch in Biel mischt es sich. Darin sehe ich auch den grossen Mehrwert von Biel für Zugezogene.

Deckert: Die Zweisprachigkeit ist wie eine weitere Identität. Wenn man dem ausgesetzt ist, wird man auch toleranter, und das weitet sich auf andere Lebensbereiche aus.

Borel: Ja, die Menschen müssen so aus ihrer Komfortzone rauskommen.

Röstigraben – Sprachengraben?

Deckert: Der Röstigraben existiert, aber es hat weniger mit der Sprache als mit der Kultur zu tun. Die Schweizerdeutsche und die französische Kultur sind unterschiedlich. Das sieht man auch bei den Abstimmungen, je nach Thema. Aber unsere Sprachen sind wichtig für den Zusammenhalt des Landes. Daher finde ich es auch schlecht, das Frühfranzösisch infrage zu stellen.

Borel: Wir müssen uns austauschen können, nicht nur nebeneinander leben. Da sehe ich die Zukunft der Schweiz.

Deckert: Hier sind wir das Zusammenleben mit verschiedenen Kulturen und Sprachen gewohnt. Es ist ein Reichtum, dessen wir uns gar nicht mehr bewusst sind.

Stichwort: Zweisprachige Schule

Deckert: Ich finde es ein absolutes Plus, wenn Kinder mit zwei oder mehr Sprachen aufwachsen. Bei uns sind beide Sprachen unter einem Schulhausdach. Es gibt viele gemeinsame Projekte. Die zweisprachige Schule wurde vor Jahren an der Gemeindeversammlung aber abgelehnt. Es waren wohl schon Ängste da – auch bei den Lehrpersonen. Und Leubringen kann nicht zwei Systeme schaffen wie Biel. Wir hatten einmal einen bilingualen Kindergarten, der sehr beliebt war.

Borel: In den Bieler Schulen waren früher sogar die Pausenzeiten unterschiedlich, man grenzte sich absichtlich ab. Die Fibi kostet natürlich, und die Lehrpersonen hatten erst Respekt davor. Heute gibt es aber sogar eine entsprechende Ausbildung für Lehrkräfte an der Pädagogischen Fachhochschule in Bern und Biel.

Deckert: Sprachen sind das Tor zur Welt. Auch wenn man sie nicht perfekt beherrscht, bringen sie trotzdem viel, auch für den Beruf später. Heute lernen die Kinder ja auch früh Englisch durch YouTube-Videos und das Internet.

Borel: Der Unterricht ist nur ein Teil: Es braucht auch Lust und Kreativität. Nur Grammatik und Wörter büffeln bringt nichts, es braucht den Austausch miteinander.